

Der grosse und der kleine Mann [Schluss]

Autor(en): **Heller, Alfred**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **14 (1938)**

Heft 32

PDF erstellt am: **22.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-754201>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der grosse und der kleine Mann

ROMAN VON ALFRED HELLER

II. Fortsetzung und Schluß

Hinterhaus, vier Treppen hoch, rechts. — Degener las das Schildchen: «Charlotte Wolf, Rentmeisterswitwe» — ja das stimmte; das war die Adresse, die man ihm gegeben hatte. Er drückte den Knopf.

Hinter dem Guckloch erschien ein mißtrauisches Altfraugesicht. «Ja —? Was wollen Sie?»

«Hier wohnt doch Fräulein Linström? Ich möchte sie sprechen.»

«Das Fräulein empfängt keine Herrenbesuche», erklärte die Witwe Wolf mit hörbarer Empörung.

«Das weiß ich», meinte Degener. «Ich bin auch kein Herrenbesuch. Mein Name ist Degener und ich komme in einer rein geschäftlichen Angelegenheit, die Fräulein Linströms Vater betrifft. Sagen Sie ihr das, bitte. Ich warte hier.»

Das Gesicht der alten Dame verschwand. Aber nach einer halben Minute klornte drinnen die Sperrkette und Frau Wolf ließ ihn in einen dunklen, engen Flur. «Hier, diese Tür», sagte sie und verschwand irgendwo im Dunkel.

Phoebe stand mitten in dem kleinen, hellen Raum, dessen Fenster den Blick über Dächer und Schornsteine freigab, und sah ihm entgegen. — Sie war, das sah er sofort, schmaler und blässer geworden. Aber noch nie war sie so unvergleichlich schön gewesen. Und noch nie, selbst damals nicht in all' dem Glück und Rausch, hatte er so klar und bestimmt gefühlt, daß sie zu ihm gehöre und daß alles andere unwichtig und unwahr sei. — Wozu war er eigentlich hergekommen? — Er wußte es nicht mehr. Er wußte nur, daß er jetzt endlich diese lächerliche, künstliche Schranke niederreißen müsse, daß er ihr alles erklären müsse, und daß dann die ganze Welt wieder in Ordnung sein würde.

Er ging vorwärts. — «Phoebe —!»
Sie wich hinter den Zeichentisch am Fenster zurück, an dem sie anscheinend gearbeitet hatte. «Meine Wirtin sagte mir, daß du in einer geschäftlichen Angelegenheit gekommen seist, die Dad betrefte», sagte sie. «Und deshalb habe ich dich auch empfangen... Ich bin sehr dringend beschäftigt... Die Tapetenwürfe müssen noch heute fertig werden und ich muß sie noch heute bei meiner Firma abliefern.»

Degener hielt an dem Fleck, auf dem sie eben gestanden. Sein Herz trieb ihn, diese Entfernung von drei Schritten zu überspringen, aber irgendetwas in ihm hinderte ihn, nagelte ihn fest.

Der Auftrag, den er übernommen hatte! Jetzt erst kam er ihm wieder ins Bewußtsein. Er mußte ihn erfüllen, er hatte es doch Bolquist versprochen...

«Du hast vielleicht schon gehört, daß dein Vater in Paris eine große finanzielle Transaktion erfolgreich abgeschlossen hat. Jetzt ist er bereits wieder in Stockholm.»

Sie nickte. «Ich habe beides gelesen. Und weiter?»
«Bolquist hat mich gestern aufgesucht; er ist auf der Rückreise nach Schweden. Er legte mir nahe, wieder in den Dienst des Konzerns zurückzukehren — ach so, das weißt du ja noch nicht; ich bin damals, noch am gleichen Tage, an dem du das Hotel verlassen hast, im Einvernehmen mit deinem Vater aus seinem Dienst geschieden. Ich lebe seither in Berlin und führe gemeinsam mit meinem Schwager einen kleinen Werkstättenbetrieb. Schon aus diesem Grunde — von allen anderen abgesehen — konnte ich Bolquists Wunsch nicht entsprechen. — Er gab sich aber damit nicht zufrieden. Er drängte weiter in mich und rückte dann endlich mit folgendem heraus...» Er stockte. Wie sollte er nur...?

Phoebe begann einen Stock auszuwaschen. «Nun — und weiter? Du brauchst dich nicht um irgendwelche Rücksichten bemühen. Also womit rückte Bolquist dann heraus?»

«Er deutete mir an, daß die Gründung der Linström-Holding-Gesellschaft, welche die finanzielle Gesundung

des Konzerns verbürgen soll, nur dadurch ermöglicht werden konnte, daß dein Vater Sicherheiten stellte, die — zumindest gegenwärtig — keine Sicherheiten sind und die daher cheestens, unter allen Bedingungen, in wirkliche Werte umgewandelt werden müssen, bevor sich ihre Wertlosigkeit herausstellt. Schon deshalb, damit der Name Linström — der ja auch der deine ist — keine Flecken bekommt.»

Phoebe warf den Pinsel weg; seine Farbe spritzte über das Zeichenpapier. Ihr Gesicht war plötzlich kalkweiß. «Und nun kommst du, um mir zu sagen, daß du...»

«Ich komme, um dir zu sagen, daß ich noch heute nach Stockholm fahren werde. Ich will nicht darüber nachdenken, ob es Recht oder Unrecht, Vernunft oder Unvernunft ist, ob irgendeine Möglichkeit für mich besteht, etwas besser zu machen, aber ich will es mit aller Kraft versuchen. Ich werde alles daransetzen, diese Sache rückgängig zu machen — wenn du es billigest und damit einverstanden bist.»

Sie sah ihm gerade in die Augen. «Nein, Horst, ich bin damit nicht einverstanden. Ich will nicht, daß du nach Stockholm fährst, ich verbiete es dir! — Du hast mit dieser Sache nichts zu schaffen und du sollst auch meinethalben nichts damit zu schaffen bekommen! Ich nehme keine Opfer an, auch von dir nicht, von dir am wenigsten. — Ich werde selbst nach Stockholm fahren und zusehen, was ich ausrichten kann. Ich lasse Bolquist bitten, er möge mich so bald als möglich besuchen; ich erwarte ihn. Und dir danke ich für deine Mitteilung und — und auch für deine Bereitwilligkeit. — Aber ich bitte dich auch, nicht mehr — nie mehr zu kommen...»

Er stand noch immer auf dem gleichen Fleck, drei Schritte von ihr entfernt. — «Spring' zu! — Rede mit ihr! — Nimm' sie in die Arme! — Alles andere ist doch Wahnsinn», sagte sein Herz und bäumte sich auf. — Aber zugleich brannte und stürmte auch schon der Widerstand in ihm: drei Schritte? — Lächerlich! Das sind doch hunderttausend Lichtjahre! Was willst du ihr erklären? Sie weiß doch alles schon längst! — Und trotzdem weist sie dir die Tür! Weist dir die Tür, obwohl du dich bedingungslos und besinnungslos bereit erklärt hast, für sie in die Bresche zu springen, ja sogar ein Lump zu werden...! Oder vielleicht gerade deshalb? Was für ein steinerner Hochmut!

Er verbeugte sich. «Ich werde nicht mehr kommen. Leb' wohl, Phoebe, und viel Glück!» —

Von der nächsten Sprechstelle aus rief er Bolquist an. «Ich habe sie gefunden und mit ihr gesprochen. Sie wohnt... Sie bittet Sie, sogleich zu ihr zu kommen. Sie wird mit Ihnen nach Stockholm fahren.»

«Das ist ja großartig! — Nun und Sie?»
«Ich bleibe hier.»

«Wie? — Sie wollen nicht mitkommen?»
«Nicht ich — Fräulein Linström will es nicht.»

«Aber das ist — das verstehe ich nicht —»
«Es ist daran nichts weiter zu verstehen. Es ist einfach so. — Empfehlen Sie mich Herrn Linström und überbringen Sie ihm meine besten Wünsche, bitte!»

Er hörte, wie Bolquist hustete. «Und — sonst nichts», fragte er. «Sonst gar nichts? — Ich meine, Phoebe...»

«Nein, sonst habe ich nichts zu sagen, Bolquist. Gute Reise und auf Wiedersehen!»

«Nun, dann werde ich reden! Verlassen Sie sich darauf!» Er hängte wütend ab. —

Am Abend, ganz unversehens und einige Tage zu früh, stellten sich bei Britta die ersten Wehen ein. Otto verlor ganz den Kopf. Degener brach sie und ihn in

einem Krankenwagen auf die Klinik. Drei Stunden später — Otto war nur mehr ein zerknittertes Bündel Elend und für alles gute Zureden bereits unzugänglich — kam eine ziemlich müde aussehende Schwester, die ein leiser antisepischer Geruch begleitete, und meldete, daß der Junge glücklich da sei; es sei nicht ganz leicht gegangen, aber es wäre alles in bester Ordnung.

Und dann konnte Degener noch hinter Ottos breitem Rücken einen ganz kurzen Blick in ein Zimmer werfen und sah wie eine flüchtige Vision Brittas geisterblasses, in der Erschöpfung gelöstes Gesicht, und dann, bedeutend wirklicher, etwas Kleines, Krebsrotes, das rassende Schreitöne von sich gab. — Seltsam war dabei nur, daß er in diesem Augenblick an Phoebe denken mußte! Aber er scheuchte auch schon im gleichen Herzschlag diesen ungebührlichen und ungeheuerlichen Gedanken in sein Nichts zurück und tilgte ihn mit empörter Willensanstrengung aus seinem Bewußtsein.

Sie konnten ruhig gehen; es war so, wie die Schwester gesagt hatte: alles in Ordnung.

Es blieb auch dabei. Britta war nun Mutter — nur Mutter, und wie hätte irgendetwas auf der Welt besser in Ordnung sein können!

Aber auch mit Otto war zunächst nichts anzufangen. Das Beste war noch, wenn er sich im Betriebe überhaupt nicht zeigte. Und so lag alles auf Degener.

Am 6. Oktober, auf die Stunde genau, wie veranschlagt, begann der neue Betrieb zu laufen; drei große und sieben kleine Maschinen surrten in der Halle, und auf der Lohnliste standen bereits zwei Dutzend Namen.

Und dann folgte eine schwere Arbeitswoche der anderen. Der Betrieb hatte seine Kinderkrankheiten, mußte erst richtig eingespült werden. Es gab Reibungen und Widerstände, es gab Schwierigkeiten in der Geldbeschaffung, gab Unannehmlichkeiten da und dort. Aber das alles war da, um überwunden zu werden. Und es wurde überwunden.

Es ging unverkennbar vorwärts!

Mit grauem Sturmgewölk und eisigen Schauern kroch der düstere Dezembertag herauf, verglitt in einen noch unfreundlicheren Abend, der schwere Regen- und Schneeböen über den Asphalt peitschte.

Als Degener — er hatte sich in einem bescheidenen möblierten Zimmer in der Nähe des Betriebes eingemietet — die Treppe zu seiner Wohnung hinaufstieg, trat ihm im Halbdunkel des schlecht beleuchteten Flurs eine Gestalt entgegen.

«Guten Abend, Herr Degener», sagte der Mann und streckte ihm langsam die Hand entgegen.

Diese Bewegung —! An ihr erkannte er ihn, bevor er das Gesicht noch gesehen hatte: Linström!

Das völlig Unerwartete dieses Besuches wirkte so stark auf ihn, daß er kaum ein Wort zu seiner Begrüßung fand. Er führte ihn in sein Zimmer, drehte das Licht auf.

Da saß er nun in seinem dunklen Mantel, den Hut auf den Knien, den Schirmgriff in der einen und die Handschuhe in der anderen Hand, und das schiefe Profillicht der Schreibtischlampe zeichnete unnachlässiglich seine eingesunkenen Schläfen und Wangen und die tiefen Furchen in seinem Antlitz nach.

«Wie alt er aussieht, wie verfallen!» dachte Degener. «Ist er krank? Oder steht es wirklich so schlimm?»

Linström lächelte. Es bereitete ihm keine Mühe, auf Degeners Stirn zu lesen. «Sie haben ganz recht», meinte er. «Ich bin sehr überarbeitet. Es liegt ja jetzt fast alles allein auf mir. Morins ist fort, wie Sie wissen, und ich habe noch keinen richtigen Ersatz für ihn. Dazu kommt

(Fortsetzung Seite 968)

nach die Holding-Sache, die viel Arbeit gibt — Bolquist hat Ihnen ja erzählt...» Er machte eine Pause.

Degener empfand sie als Aufforderung, sich hiezu zu äußern.

«Ja, Bolquist hat mir einiges erzählt», bestätigte er. «Und anderes hat er angedeutet, wie ich weiß. — Es waren wohl diese Andeutungen, die Sie davon abhielten, seiner Anregung zu folgen und wieder zu mir nach Stockholm zu kommen?»

«Das war wohl einer der wesentlichsten Gründe.»

Linström Augen hefteten sich auf ihn. «Seltsam ist das!» meinte er. «Sie können also anscheinend nicht verstehen, daß man, wenn ein bestimmtes Ziel unbedingt erreicht werden muß und wenn es anders nicht geht, wohl auch einmal zu einem Aushilfsmittel greifen muß, das im Sinne einer formalen und engefasten Moral vielleicht als verwerflich gilt. — Aber es gibt ein Recht im höheren und weiteren Sinne! Und es gibt Zwangslagen. Das müssen Sie mir doch zubilligen.»

Degener schüttelte den Kopf. «Auch dann nicht, wenn dabei keine einzige Person zu Schaden kommt?»

«Nein», sagte Degener.

«Aber der Zweck, der Sinn des Ganzen, das geht doch voran! Sie müssen doch begreifen, daß es etwas anderes ist, ob jemand zum Beispiel Aktien fälscht, um sich ein paar Hunderttausend zu erschwindeln, oder ob man ein Unternehmen, von dem Zehntausende leben, dadurch erhält und ihm die Möglichkeit zur Weiterentwicklung gibt, daß man einer Bankengruppe Papiere zur Sicherstellung übergibt, die zwar — rein mechanisch und bankmäßig genommen — im Augenblick keine solche Sicherheit darstellen, die aber, und zwar eben durch diese Tat, durch die Neubelebung des Unternehmens, in kurzer Zeit volle Sicherheit bieten werden.»

«Die Ethik, Herr Linström, verwirft den Satz „Der Zweck heiligt die Mittel“ sogar dort, wo es sich um höhere Güter als um Aktien handelt! Wenn es hier wenigstens um eine große Idee ginge...»

«Idee! — Meine Betriebe, mein Konzern, diese ungeheure Ansammlung von Intelligenz, von Kraft und Willen, von Werken, Stoffen, Maschinen — das ist doch mehr als eine Idee!»

«Nein, Herr Linström. Das Kapital ist wohl international, die Arbeit ist es aber nicht. Sie ist der höchste und stärkste, der ewige Lebensausdruck jedes Volkes. Und daher ist ein internationaler Industriekonzern nie die Verkörperung einer Idee, sondern ihr Widersinn. In ihm lebt kein Gedanke, für den sich zu opfern es sich lohnen könnte! — Aber trotz alledem — es gibt einen Menschen, von dessen Willen ich es getan hätte. Ich meine Ihre Tochter. — Aber sie wollte es nicht, untersagte es mir. — So mußte ich also Bolquist damals nein sagen. Und ich kann auch Ihnen selbst heute keine andere Antwort geben.»

«Ich bin nicht gekommen, um Sie um eine solche zu ersuchen. Ich kenne Ihre Einstellung und denke nicht an den zwecklosen Versuch, Sie davon abzubringen. — Ich komme mit einem anderen Anliegen. — Phoebe war vor einiger Zeit bei mir in Stockholm. — Ich weiß, daß Sie in keinerlei Verbindung mehr mit ihr stehen, und Sie haben ja vorhin Ähnliches selbst angedeutet. — Aber — sie hat Ihre Art zu denken, Ihre Gedanken angenommen. Hoffen wir, daß sie auf diese Weise glücklicher wird. — Nun, wie immer, jedenfalls wollte sie mich veranlassen, die Holding-Sache fallen zu lassen.»

Das war und ist aber selbstverständlich unmöglich. Sie ist daher wieder abgereist. Es hätte keinen Sinn gehabt, sie mit Gewalt daran zu hindern, obwohl — vielleicht sehe ich sie nicht mehr...»

Ich vermute, daß Phoebe sich hier in Berlin aufhält. Und darauf bezieht sich auch meine Bitte. — Wenn Sie, Herr Degener...» — er wandte der Lampe den Rücken, um in den Schatten zu kommen — «...ich meine, wenn Sie Phoebe einmal zufällig oder auch nicht zufällig sehen sollten, dann grüßen Sie sie von mir und sagen Sie ihr — nun, ich denke, ich überlasse das besser Ihnen; sagen Sie ihr das, was Sie für richtig halten. — Ich fliege morgen mit Bolquist nach Stockholm zurück. Er läßt Sie übrigens bestens grüßen. — Und nun: leben Sie wohl!»

Degener fühlt den leichten Druck seiner kühlen Finger. Dann schloß sich die Tür hinter ihm.

Weiß Gott, er konnte sich keine Rechenschaft geben, wieso und warum, — aber es war ihm so jämmerlich und elend zumute! Am liebsten wäre er Linström nachgestürzt und hätte — ja, was hätte er? Was konnte er denn tun? — Nichts. Es mußte alles so laufen, wie es eben lief. — Und im Traum ging er durch endlose Straßen, die immer weiter ins Unendliche wuchsen und suchte in einem Millionengewimmel nach Phoebe...»

Und nun hastete er wirklich eilig die breite, flutende Schönhauser Allee hinab, aber er dachte dabei nicht an Phoebe Linström, sondern daran, ob die neue Serie der Vergaser-Lieferung wohl rechtzeitig fertig würde, denn die Zeit drängte. — Was schrie nur der Zeitungsjunge drüben auf der anderen Straßenseite immer?... Es klang etwa wie «Linström»... Zu dumm! Weiß Gott, was der Kerl rief, und er hörte «Linström»! Konnte er denn wirklich nie von diesem Namen fortkommen? ... Was schrie er?... «abgestürzt»...?

STEFAN BROCKHOFF

ist den Lesern der ZI nicht mehr unbekannt. Voriges Jahr brachten wir seinen letzten großen Kriminalroman «Drei Kioske am See», der vielen gewiß noch in Erinnerung ist. Mit dem neuen Roman, der in der nächsten Nummer zu erscheinen beginnt, will Stefan Brockhoff nicht unsere Nerven, sondern unsere Lachmuskeln in Bewegung setzen.

VERWIRRUNG UM VERONIKA

ist eine Geschichte für den Sommer. Die Ereignisse purzeln durcheinander, als hätten sie den Sonnenstich bekommen, und der Leser der ZI, der an ihnen teilnimmt des Sonntags im Strandbad, am Abend auf seinem schattigen Balkon, während seines Urlaubs im Gebirge wird Aerger oder Hitze oder schlechtes Wetter vergessen — und nur noch lachen.

VERWIRRUNG UM VERONIKA

ist die Geschichte von einer kleinen Schauspielerin, die auf die verrücktesten Einfälle kommt, nur um berühmt zu werden. Man darf sie nicht ganz ernst nehmen, auch ihren Bruder Heiner nicht, auch nicht die Leute aus dem kleinen Städtchen Martinstal, die alle ihre Schrüllen haben. Man soll sie alle nicht zu wichtig nehmen, aber man soll sie lieb gewinnen. Und vor allem — man soll über sie lachen.

VERWIRRUNG UM VERONIKA

ist auch ein bühnen Kriminalroman. Aber Stefan Brockhoff, der sich in Kriminalromanen auskennt, macht sich über sein Metier selbst lustig. Seine «Verbrecher» sind recht komische Leute, und sein «Detektiv», die kleine Veronika, ist am allerkomischsten. Sie stolpert in Dinge hinein, von denen sie gar nichts versteht, und wenn sie gerne einmal «stolpern» möchte, geht leider alles glatt. Aber daß alles so schief geht, ist gerade das Nette am Roman.

Wenn die Sonne scheint,
Und zu gut es meint,
Dann weg mit allen schweren Sachen —
Und lachen!

Das ist diesmal die Devise unsres in der nächsten Nummer beginnenden heiteren Romans von

STEFAN BROCKHOFF

Degener begann plötzlich aus irgendeinem Grunde zu laufen.

Da stand ein Zeitungskiosk. Er starrte die Schlagzeilen der Abendblätter an. Im Fettdruck knallte es ihm entgegen:

Axel Linström tödlich verunglückt!
Absturz seines Privatflugzeuges vor Stockholm!
Auch der begleitende Sekretär tot!

Fliegend las er weiter: Unglücksfall oder Selbstmord? — Finanzielle Hintergründe der Katastrophe? — Ungeheure Erregung in allen Bank- und Wirtschaftskreisen — Schließung der Stockholmer Börse. —

Er stopfte die Blätter in die Tasche und rannte wieder weiter; nur wußte er jetzt, warum und wohin er lief.

— Hinterhaus, vier Treppen hoch, rechts — er läutete Sturm.

Die verwitwete Frau Rentmeister Wolf erschien empört am Guckloch. Und sie wurde auch nicht freundlicher, als Degener nach Fräulein Linström fragte.

Das Fräulein sei schon vor Wochen ausgezogen, erklärte sie, und sie wisse auch nicht, wohin. Ätchöö. Und dann klappte der Gucklochdeckel.

Also Meldeamt! — Auf der Fahrt sprang ihn plötzlich der Gedanke an; wie, wenn sie überhaupt nicht in Berlin ist? Sie konnte doch ebenso gut in München oder Dresden sein, oder auch in Paris, Brüssel, London, — irgendwo! Was dann?

Sie war nicht in Berlin. — Nun, dann sah er sie eben morgen in Stockholm, denn er fuhr selbstverständlich heute noch!

Aber eine Stunde später brach die Hauptwelle am großen Maschinensatz I, und in fünf Tagen war die Lieferung der Vergaserreihe fällig! Und er hatte sich verbürgt, daß der Termin genau eingehalten werde. — Er mußte seine Abreise verschieben, es ging nicht anders! —

Daß der Absturz nicht zufällig erfolgt, sondern daß Linström freiwillig aus dem Leben geschieden sei, wurde bereits allgemein, auch in den amtlichen Äußerungen, als eine feststehende Tatsache behandelt. Die Körper der beiden Opfer waren bereits am nächsten Tage gefunden und zu Stockholm in aller Stille bestattet worden.

Desto lauter hallte aber nach der ersten Betäubung, die der unerwartete, schmetternde Schlag ausgelöst, der Lärm um den Zusammenbruch des Konzerns, der noch gestern in der ganzen Weltöffentlichkeit als Sinnbild der wirtschaftlichen Größe und Unerschütterlichkeit golden hatte.

Die ganze Weltpresse schäumte und tobte, Was für eine beispiellose Sensation! Was für ein fabelhafter Skandal! Wirtschaftssteil, Tagesbericht, politische Spalte, nichts kam zu kurz dabei; ja selbst in den vornehmeren Sphären des Leitartikels und Feuilletons wurde der beispiellose Fall psychologisch-analytisch gründlichst ausgewertet. Und welche beispiellose Einmütigkeit der Verurteilung! Von London bis Bukarest, von Madrid bis Stockholm. Ein wahrer Völkerbund der moralischen Entrüstung war über Nacht entstanden!

Keine Anklage gegen den skrupellosen Faiseur, gegen den gigantischen Schwindler, die scharf genug gewesen wäre; kein Schmutz, der schmutzig genug war, um auf den Toten geworfen zu werden...»

Degener zerriß angeekelt, was ihm davon zu Gesicht kam.

Und dann waren endlich die Vergaser geliefert worden. Am nächsten Tage reiste er ab.

Auf der langen Fahrt nach Stockholm hatte er Zeit genug, das furchtbare Geschehen zu durchgrübeln. — Hatte er damals nicht doch Linströms letztem Rufe folgen sollen?... Wäre es noch möglich gewesen, den Niedergang aufzuhalten?... Oder hatte sich dieses tragische Schicksal unabänderlich so erfüllen müssen? — Und der arme Bolquist! Hatte er Linström nicht verlassen wollen und war freiwillig mit ihm in den Tod gegangen?... Oder hatte es Linström nicht über sich gebracht, den lebensuntüchtigen Menschen den Folgen des Zusammenbruches auszusetzen, und hatte ihn mitgenommen?...»

Und in und über allem immer wieder: Phoebe! — Nun war sie wirklich ganz allein! — Eine heiße, reine Welle von Zärtlichkeit übermannte ihn, spülte alle die armseligen und trüben Vorbehalte hinweg, die er in sich aufgerichtet hatte.

Wie würde er sie wiedersehen?...»

Er sah sie überhaupt nicht. Als er endlich Gelegenheit hatte, mit dem abgehetzten und überarbeiteten Syndikus zu sprechen — was für ein Tollhaus war aus dem vornehm-ruhigen Linströmpalais geworden! — erhielt er zwischen zehn Telefongesprächen endlich brockenweise die ersten verlässlichen Mitteilungen. Und die Wahrheit war noch tragischer als das, was bisher über sie verbreitet worden war. Wohl, die Verschuldung war drückend, die Verbindlichkeiten konnten nicht erfüllt werden, und, das war das Schlimmste, unter den Werten, die Linström der neugegründeten Holding-Gesellschaft vertragsgemäß als Sicherstellung übergeben hatte, befand sich ein beträchtliches Paket verpfändeter Aktien, über die ihm keine Verfügung mehr zustand, befanden sich sogar

(Fortsetzung Seite 970)



Photo Brunner, Baden

Das Martinsloch

Blick auf Niederstaffeln, Tschingelalp, die Segnespaßhöhe und die Tschingelhörner mit dem Martinsloch. Das Martinsloch, ein etwa hausgroßer Durchbruch links vom großen Tschingelhorn, ist deshalb berühmt geworden, weil alljährlich zweimal, vom 10.—12. März und vom 10.—12. September, die Sonne auf ihrer Bahn durch das Loch auf die Kirche von Elm scheint, während das ganze Dörfchen noch im Schatten liegt. Das Naturschauspiel ist von kurzer Dauer. Zehn Minuten später ist dann die Sonne so hoch gestiegen, daß ihre Strahlen über den Zacken ins Tal fallen.

Le trou de Martin

Le point blanc que l'œil découvre dans le massif des Tschingelhörner (Glaris) n'est point une trace de neige, mais un trou dans le roc: le Martinsloch (trou de Martin). Deux fois par an, du 10-12 mars et du 10-12 septembre, le soleil, dans sa course ascendante, se trouve exactement dans l'axe de cette cavité et projette un de ces rayons sur l'église d'Elm dans la vallée, tandis que tout le village demeure encore dans l'ombre. Ce phénomène ne dure bien entendu que fort peu de temps. 10 minutes plus tard le val est inondé de lumière.

gefälschte Obligationen. Darüber konnte leider gar kein Zweifel bestehen.

Aber trotzdem — im großen und ganzen war der Zusammenbruch keineswegs unvermeidlich gewesen, wenn Linström nicht die Nerven und den Glauben an sich selbst verloren hätte . . .

«Und Fräulein Linström?» fragte Degener.

«Fräulein Linström? Ja, sie war hier, natürlich. Sie war sehr ruhig und gefaßt . . . Wie? Welche geschäftlichen Angelegenheiten?» Die müden Augen des Syndikus richteten sich erstaunt auf Degener. «Ach so, Sie können ja nicht wissen, daß Fräulein Linström schon im September, als sie zuletzt hier war, auf alle ihr zustehenden Vermögensteile verzichtete, ja sogar auf die paar tausend Kronen, die noch von ihrer Mutter her stammen. Nein, Fräulein Linström ist an der materiellen und geschäftlichen Seite der ganzen traurigen Angelegenheit vollkommen unbeteiligt, viel unbeteiligter als wir ändern alle! . . . Nein, ich weiß nicht. Vielleicht ist sie noch hier, vielleicht ist sie bereits wieder zu ihren Verwandten in Süddeutschland zurückgefahren . . .»

Degener suchte die beiden frischen Gräber auf. Ein paar zerzauste Kränze deckten den braunen, gefrorenen Lehm. Von einer verwachsenen Schleife glänzte ihm der Name Phoebe an.

Er zwang seinen Blick wieder auf die kleinen Hügel. — Was für ein Schicksal! Was für ein Ende! — Wäre es abzuwenden gewesen? — Trug er nicht doch auch irgendeine Schuld daran . . . ?

Er bemühte sich ernst und streng, den Gedanken auszuweichen, sich die Frage zu beantworten. Aber die verbliebenen Buchstaben zu seinen Füßen zogen mit unwiderstehlicher Kraft Blick und Denken immer wieder an.

Phoebe — Phoebe —! Er konnte nichts anderes denken! . . .

Und plötzlich sah er die schlanke, schwarze Gestalt, die durch den Nebel herangekommen war. War es eine Vision, herbeigezungen durch den übermächtigen Wunsch?

Nein, das war kein Schemen, kein Trugbild — das war sie selbst, war in Wirklichkeit — war Phoebe. Hier stand sie, zwischen den Gräbern, ihm gegenüber.

Als Anklägerin? — Als Fremde? —

Er wußte es nicht. Er wußte nur, daß es eine zeitlose Ewigkeit war, deren dunkle Schwingen über ihm rauschten.

Aber dann — nein, es war keine Täuschung! — streckte sie langsam den Arm aus. Ihre schmalen Finger lagen in seiner Hand. Er fühlte den geheimnisvollen Strom, der von ihnen auf ihn überstrahlte. «Nein, du trägst keine Schuld daran», sagte sie leise, als hätte sie in seinen Gedanken gelesen. «Du nicht. Und auch die da unten wohl nicht . . . Und zudem löschst ein Grab wohl jede Schuld, nicht wahr? . . .» Sie schwieg, setzte mühsam wieder an «Und nun wollen wir wieder gehen. Jedes seinen Weg.»

Aber er ließ ihre Hand nicht frei, hielt sie mit aller Kraft.

«Und was ist das für ein Weg, Phoebe, den du gehen willst?»

Sie schwieg. Endlich machte sie sich frei. «Ich weiß es selbst nicht. Leb' wohl!» Sie nickte ihm zu und ging.

Er blieb neben ihr. Nochmals setzte er an. «Sag' mir doch, Phoebe, was du tun willst, bitte sag' es mir!»

Sie schüttelte den Kopf. «Sprechen wir nicht von mir. Es ist so belanglos. Irgendetwas wird sich schon finden. — Aber du? Was hast du für Pläne?»

Er holte tief Atem. «Ich? — Das will ich dir sagen. Ich werde jetzt ein neues Werk bauen. Das alte ist schon zu klein geworden. Es soll ein wirklicher Musterbetrieb werden.»

«Das wird er, ich weiß es. — Und ich wünsche dir alles Glück dazu.»

«Ich danke dir, Phoebe. Ja . . . und dann . . .»

Sie wandte ein wenig den Kopf; es war kein Lächeln, aber doch der ferne Widerschein eines solchen, was ihr Antlitz belebte. «Du sagst „und dann“. — Mit dem neuen Werk ist es dir also nicht genug? Was hast du denn noch vor?»

«Und dann will ich noch ein kleines Haus bauen, ein nettes, kleines Wohnhaus mit einem Garten, versteht sich. Den Grund dafür habe ich schon gekauft und die Pläne will ich auf der Rückfahrt nach Berlin entwerfen.»

«Oh — ein Haus? Nun, wie ich dich kenne, wird es sehr hübsch und solid werden. — Auch dazu wünsche ich dir recht viel Glück!»

«Danke, Phoebe. — Und wozu ich dieses Haus bauen will, das fragst du gar nicht?»

«Wahrscheinlich, um darin zu wohnen.»

«O du Ausbund von Klugheit! —» Er wollte lachen, aber die beiden Gräberreihen links und rechts verboten es ihm; immerhin, ein kleines Schmunzeln wurde es doch, denn sie waren schon ganz nahe dem Friedhofausgang.

«Gewiß werde ich dort wohnen», sagte er. «Aber so ein ruppiger Jungeselle wie ich braucht schließlich nicht allein ein ganzes Haus für sich, das ist doch klar. — Ja, wenn ich eine Frau hätte, eine Familie, das wäre etwas ganz anderes. — Aber ich habe doch keine Frau. Und das Haus will ich unbedingt bauen — unbedingt! Was soll man da machen?»

Da war der Ausgang. Sie schritten hindurch. Der Friedhof lag hinter ihnen.

«Da mußt du dir eben eine Frau suchen und heiraten. Das ist doch nicht so schwer!» meinte sie leise und wandte den Kopf ab.

«Nicht so schwer? — Das ist sogar ganz unmenschlich schwer. Denn, siehst du, es gibt doch nur eine einzige Frau für mich auf der ganzen Welt. Und gerade die will mich nicht. Das heißt . . .» Er griff nach ihrer herabhängenden Hand. «. . . das heißt . . . ich weiß es nicht . . . vielleicht will sie jetzt doch . . . ich meine natürlich im Hinblick auf dieses nette Haus und so weiter, denn es ist ja immerhin doch etwas Schönes, so ein selbstgebautes, selbsterarbeitetes Haus, in dem man zusammen weiter arbeiten kann, in dem man vielleicht sogar — glücklich sein könnte . . .» Er räusperte sich. «Also, Phoebe — wie ist es? Solltest du — hm — solltest du dieses kleine Haus vielleicht doch haben wollen?»

Sie wandte ihm ihr tränenüberströmtes, leuchtendes Antlitz zu. «Wenn ich dich dazu haben kann . . .»

Ihre Gesichter verschmolzen miteinander. Sie hatten beide das gleiche Gefühl: als ströme eine unbeschreibliche Helligkeit durch den Aether auf sie herab, nur auf sie . . .

Er legte den Arm um ihre Schulter. Und so, eng verbunden, endlich beisammen und zusammengehörig, ganz eins für Leben und Sterben, gingen sie langsam durch das rieselnde Dunkel, dem neuen Leben entgegen . . .

Ende.

«Darf ich vorstellen: Fräulein Veronika!»

Stefan Brockhoff

über die Hauptfigur seines in der nächsten Nummer
beginnenden Romans

Eigentlich hieß sie natürlich gar nicht Veronika. Aber es bleibt sich ja auch gleich, ob nun Erna oder Erika, Vera oder Monika — oder eben Veronika. Nur soviel, daß sie wirklich existiert, Sie können ihr eines Tages auf der Straße begegnen, freilich ohne daß Sie es merken, denn sie trägt natürlich kein Schild um den Hals mit der Aufschrift «Ich bin's». Angefangen hat es im Hochsommer, wie sich das für einen rechten Sommerroman gehört. Im letzten August auf der Holzbrücke in Luzern, wenn Sie es genau wissen wollen. Sie stand da im Brückengang und betrachtete die alten, bunten Bilder unter den Brückenbögen. Da ich Geschichte studiert habe und mich bei der Erklärung der alten Bilder sehr fachmännisch gebärdete, kam ich sehr rasch mit ihr ins Gespräch. Es ergab sich relativ zwanglos. Ich empfehle allen jungen Männern die Luzerner Holzbrücke. Es ist nächst Verkehrsunfällen (wo man fragt, was denn da eigentlich los sei) und jungen Hunden (deren Klugheit und Wohlerzogenheit man wortreich zu loben hat) der beste Anknüpfungspunkt, den ich kenne. Freilich muß man vorher etwas Geschichte studieren, damit man über die Brückenbilder wenigstens ein paar Sätze sagen kann.

Doch ich vergesse über den praktischen Winken das Fräulein Veronika. Wie sie aussah, brauche ich Ihnen nicht zu beschreiben, das lesen Sie demnächst im Roman. Wir gingen zusammen spazieren bis zur Dietschibergbahn, wir trafen uns an den nächsten Tagen noch öfters, wir waren zusammen auf dem Gütsch, dem Rigi, dem Birgenstock, an Regenabenden im Kino (und also sehr oft im Kino, denn wir waren nicht umsonst in Luzern)

— und so hat man sich eben etwas kennengelernt. Dabei hat sie mir dann von sich erzählt. Daß sie Schauspielerin war, hatte ich selbst schon am ersten Abend mit detektivischem Scharfsinn herausgefunden — ich bin schließlich Kriminalchriftsteller. Aber alles andere hat sie mir berichtet, vor allem die Geschichte, die dann das Kernstück meines Romans geworden ist: Sie werden ja sehen. Also eine «wahre Geschichte», und Veronika — nett wie sie ist — hat mir gleich damals erlaubt, einen Roman daraus zu machen.

So ganz wohl war mir freilich bei der Sache nicht. Eigentlich habe ich nämlich eine Abneigung gegen «wahre Geschichten». Man soll die Leute nicht in Romanen vorkommen lassen, es kann leicht schief gehen. Richtige Katastrophen können daraus entstehen, und ich selbst habe als kleiner Junge eine solche erlebt. Ich will es Ihnen erzählen. Ein Onkel von mir ist Pfarrer in einem kleinen Dorf. Neben seiner hauptamtlichen seelsorgerischen Tätigkeit schreibt er Bücher, anspruchslose, freundliche Erzählungen, die früher viel gelesen und sogar gekauft wurden. In seinen Büchern nun ließ er seine Bauern vorkommen, manchmal etwas versteckt, manchmal auch sehr deutlich. Nicht, daß er sich über sie lustig gemacht hätte, nein, die Leute in seinen Büchern waren alle sympathische, grundauständige Kerle, vielleicht oft netter, als sie in Wirklichkeit waren. Doch die Bauern beobachteteten mit wachsendem Mißmut, daß sie immer intensiver in die Literatur eingingen. Mein schriftstellerscher Onkel Pfarrer stand anfangs sehr gut mit

seiner kleinen Dorfgemeinde. Mit jedem neuen Buch aber wurde das Verhältnis gespannter, die Stimmung gereizter. Schließlich kam es zur offenen Revolution. Eines Abends zogen die Bauern aufgeregt brüllend vors Pfarrhaus, Fäuste schlangen drohend durch die Luft, Sprechchöre zerschnitten den stillen Abend, und als sich mein Onkel zu Tode erschrocken am Fenster zeigte, empfing ihn der vielstimmige Ruf: «Mer wännt nit id Buecher! Mer wännt nit id Buecher!» Mein Onkel legte erschüttert einen feierlichen Eid ab, kein Buch mehr zu schreiben, der Friede war rasch wiederhergestellt und er wurde am selben Abend noch ausgiebig gefeiert und fleißig begossen. Trotzdem versteht man daraus vielleicht meine Abneigung gegen «wahre Geschichten».

Aber diesmal bin ich meinem Prinzip doch untreu geworden. Denn Fräulein Veronikas Geschichte war für einen Schriftsteller gar zu verlockend. Und außerdem hat Veronika das Manuskript selbst gelesen und sie hatte nichts dagegen, daß ich es der ZI gab. Sie liest jetzt sogar jede Woche die Fortsetzungen mit, denn sie ist auf die ZI abonniert und kann sie ja nicht aus lauter Bescheidenheit abbestellen, solange sie selbst dort als Fortsetzungsroman «läuft». Uebrigens hat sie sich voriges Jahr am Vierwaldstättersee noch verlobt. Nicht mit mir — nebenbei gesagt. Ganz so dumm ist sie eben doch nicht. Aber ihr Verlobter will, daß sie heiraten, bevor die erste Fortsetzung des Romans in der ZI erscheint. Weil er nämlich Angst hat, daß sie dann zuviel schriftliche Heiratsanträge bekommt. On verra . . .